



Jürgen Kehrer
Schuß und
Gegenschuß

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

Privatdetektiv Georg Wilsberg muss jeden Auftrag annehmen, den er kriegen kann. Ob entlaufene Hunde oder Schmuddelfotos von Seitensprüngen, der neurodermitische Schnüffler scheut vor nichts mehr zurück. Natürlich auch nicht vor dem Angebot der Filmproduktionsfirma Mega Art, die eine Reality-TV-Serie über Privatdetektive dreht, in der Georg Wilsberg sich selbst spielen soll.

Kurz nach Beginn der Dreharbeiten kommt es zu schweren Unfällen ...

Jürgen Kehrer

Schuss und Gegenschuss

Kriminalroman

|g|r|a|f|i|t|

© 2013 by GRAFIT Verlag GmbH

Nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung korrigierte Fassung
des Kriminalromans Jürgen Kehrer: Schuß und Gegenschuß

© 1995 by GRAFIT Verlag GmbH

Chemnitzer Str. 31, D-44139 Dortmund

Internet: <http://www.grafit.de/>

E-Mail: info@grafit.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagzeichnung: Peter Bucker

eISBN 978-3-89425-890-0

Der Autor

Jürgen Kehrer, geboren 1956 in Essen, lebt in Münster. Er ist der geistige Vater des Buch- und Fernsehdetektivs Georg Wilsberg. Neben bisher achtzehn Wilsberg-Krimis (zuletzt zus. mit Petra Würth: *Todeszauber*), verfasste er mehrere Wilsberg-Drehbücher, veröffentlichte historische Kriminalromane, Sachbücher zu realen Verbrechen, den Thriller *Fürchte dich nicht!* sowie zahlreiche Kurzgeschichten mit und ohne Wilsberg, von denen viele in *Wilsbergs Welt* nachzulesen sind.

www.juergen-kehrer.de

»Es ist einfacher, Leute zu finden, die täglich zwanzig Stunden durchschnittlichen oder schlechten Stoff produzieren als eine oder zwei Stunden gute Qualität. Umso schwerer ist es, Programme zu gestalten, die zwanzig Stunden pro Tag ebenso attraktiv wie qualitativ hochstehend sind.«

(Sir Karl Raimund Popper)

Vorbemerkung

Dies ist ein Roman. Ähnlichkeiten mit lebenden Menschen und tatsächlichen Fernsehsendungen beruhen auf reinem Zufall.

Der Autor

I

Auf der Treppe traf ich Frau Herzog.

»Guten Morgen, Frau Herzog. Wie geht es Ihnen?«, sagte ich.

»Danke. Mir geht es gut. Und wie geht es Ihnen?«, kam die prompte Antwort, was mich zu einem abschließenden »Mir geht es auch gut« veranlasste.

Seit mehreren Wochen wiederholten wir jeden Morgen diesen Dialog. Anfangs hatte ich versucht, darauf ein Gespräch aufzubauen, mich über das Wetter oder die auf dem Boden liegenden Scherben geäußert. Die Reaktion war ein hilfloses Achselzucken. Frau Herzog weigerte sich standhaft, Konversation zu treiben. Sie hatte, wie mir Klaus, der Besitzer der Disco, verriet, an einem dieser Volkshochschulkurse »Deutsch für Aussiedler« teilgenommen, aber nach der ersten Sitzung die Segel gestrichen. Ich nahm an, dass das Thema der ersten Sitzung »Begrüßungsformeln« gelautet hatte, denn ihr »Danke. Mir geht es gut. Und wie geht es Ihnen?« hatte nur einen ganz leichten kasachischen (oder russischen?) Akzent.

Dafür putzte sie mit Hingabe. »Wenn du eine Putzfrau suchst«, hatte Klaus gesagt, »nimm dir eine deutschstämmige. Die Deutschstämmigen sind fleißig, mit zwölf Mark pro Stunde zufrieden und geben einen Scheiß auf die Sozialversicherung.«

Wenn ich eine Putzfrau gesucht hätte, wäre Frau Herzog sicher meine Wunschkandidatin gewesen, nur leider konnte ich mir keine Putzfrau leisten.

Ich schloss die Stahltür auf.

Früher war hier mal eine Holztür gewesen. Auf die Dauer stellte es sich jedoch als kostengünstiger heraus, eine Stahltür einzubauen, als alle paar Wochen die Holztür reparieren zu lassen. Das hing damit zusammen, dass der

Eingang zu meinem Büro gleichzeitig der Vorraum der Disco war. Knallköpfe, die in der Disco herumstänkerten und von Ringo, dem Türsteher, hinausbefördert wurden, ganz zu schweigen von denen, die gar nicht erst hineingelassen wurden, zerdepperten Flaschen auf dem Flur und traten gegen alles, was so aussah, als könnte es nachgeben. Die Holztür zu meinem Büro hatte dazugehört.

Ästhetisch gesehen war die Stahltür wahrlich keine Verbesserung, aber immerhin musste ich zugeben, dass seit ihrem Einbau niemand mehr mein Büro verwüstet hatte.

Nicht, dass eine Verwüstung allzu viel Sinn gemacht hätte. Die Einrichtung bestand, bis auf eine Ausnahme, aus Sperrmüll, die braune Auslegware war seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr erneuert worden, und die Klospülung war das einzig fließende Wasser, weshalb ich auf Tassen, Teller und Gläser gänzlich verzichtete.

Mein Büro lag direkt über der Disco. Das machte, wenn ich abends den Schreibkram erledigte, auch eine Stereoanlage überflüssig. Sobald der DJ die Bässe voll aufdrehte, klirrten sogar die Fensterscheiben.

Ich kletterte die schmale Treppe hinauf und stand im Flur. Von hier gingen drei Türen ab. Links die Tür zu meinem Arbeitszimmer, geradeaus die Tür zu einem Raum, den ich als Abstellkammer nutzte, rechts die Klotür. Ich ging nach links. Da, auf dem Brett mit den zwei Böcken, stand die Ausnahme vom Sperrmüll, mein ganzer Stolz: ein fünf Jahre alter 286er-PC. Zu Zeiten der Holztür musste ich ihn nachts immer verstecken, aber jetzt, dank der deutschen Stahlindustrie, durfte er die Nächte auf dem Schreibtisch verbringen.

Das Büro hatte den unschätzbaren Vorteil, dass sogar ich mir seine Miete leisten konnte. Sein Nachteil bestand darin, dass es für den Empfang von Klienten kaum geeigneter war als eine Sitzbank im Südpark. Wenn es sich gar nicht vermeiden ließ, dass mich meine potenziellen Auftraggeber aufsuchen wollten, verabredete ich mich mit ihnen im

Altdeutschen Grill um die Ecke. *Altdeutsch* waren dort nur die Tischdecken und die Schürzen der Kellnerinnen, für die Hamburger hätte jeder *McDonald's*-Koch seine Papiere bekommen. Meistens bestellte ich einen Chefsalat und redete mich gegenüber erstaunten Klienten damit heraus, dass ich vor lauter Stress und Hektik nicht zum Essen käme und deshalb die Gelegenheit der Auftragserteilung zur Nahrungsaufnahme nutzen müsse. Einige kamen mir trotzdem auf die Schliche und entdeckten mein wenig repräsentatives Domizil (oder zumindest die Eingangsstahltür). Von diesen neugierigen Klienten verabschiedete sich dann die Hälfte mit dem Argument, dass sie es sich anders überlegt hätte. Die andere Hälfte sah wegen meiner niedrigen Honorarsätze darüber hinweg.

So war ich hier oben fast immer allein. Selbst dicke fette Fliegen leisteten mir selten Gesellschaft. Ich nahm es ihnen nicht übel.

Die Luft im Büro war warm und stickig. Ich riss ein Fenster auf, und ein Schwall ozongesättigten Verkehrslärms knallte mir um die Ohren. Neben allen anderen Missständen wirkte sich auch die Tatsache mietmindernd aus, dass knapp fünf Meter unter meinem Fenster eine Ampelanlage die Legende von der Beschaulichkeit Münsters Lügen strafte. Nachmittags, wenn sich der Verkehr endlos staute und nervöse Autofahrer mit ihren Hupen spielten, fühlte ich mich wie auf einem Autofriedhof.

Ich blätterte die Post durch, ein paar Mahnbriefe und eine Glücksbotschaft, die ich nur noch abzunibbeln brauchte, und hörte den Anrufbeantworter ab. Frau Schulze Büschen, wer sonst. Als ich vorgestern die saftige Spesenabrechnung eingetütet hatte, war mir klar gewesen, dass sie nicht widerspruchlos zahlen würde.

Ich warf den 286er an. Er machte nicht so viel her wie die schicken Notebooks, die die adretten jungen Privatdetektive mit sich rumschleppten, aber für meine Zwecke reichte er vollkommen. Ich rief die Datei »schulzeb« auf. Nichts geht

über korrekte Buchführung. 1200 Mark plus fünfzehn Prozent Mehrwertsteuer standen bei Frau Schulze Büschen offen.

Was ich ihr sagte, als sie nach dem ersten Klingeln den Hörer in der Hand hielt.

»Wissen Sie, was Sie mich gekostet haben, ohne das, was Sie jetzt schon wieder verlangen?« Sie wartete meine Schätzung nicht ab. »Zweitausend Mark. Und habe ich dafür meinen Schimmy zurückbekommen? Nein. Ich würde Ihnen gerne diese tausenddreihundertachtzig Mark zahlen, wenn Schimmy hier vor mir stünde. Alle Ihre Versprechungen, dass es nur noch ein paar Tage dauern würde, sind doch ... doch nichts weiter ...« Sie fing an zu weinen.

»Die Sache hat sich schwieriger gestaltet, als ich anfangs dachte«, gab ich zu.

»Und Sie wollen Experte sein«, heulte sie auf.

»In der Tat, Frau Schulze Büschen. In den letzten zwölf Monaten habe ich drei Hunde und zwei Katzen zu ihren Familien zurückgeführt. Das ist eine Erfolgsquote von neunundsechzig Prozent.« Das war improvisiert, aber in diesem Zustand konnte ich ihr die Wahrheit nicht zumuten.

»Und hier«, schnappte sie nach, »Fahrtkosten für vierhundert Kilometer. Ich wusste gar nicht, dass es in Münster so viele Straßen gibt.«

»Ja, sehen Sie, zunächst habe ich mich auf das eigentliche Stadtgebiet beschränkt. Aber es erwies sich als notwendig, die Suche auf die Vororte auszudehnen. Und, Sie können es glauben oder nicht, gestern habe ich einen entscheidenden Hinweis erhalten.«

»Ja?«

Ich hatte sie an der Angel. »Zwischen Gimble und Gelmer hat ein Bauer einen Bobtail über den Acker laufen sehen.«

»Schimmy?«, keuchte sie.

»Mit hundertprozentiger Sicherheit lässt sich das nicht sagen. Andererseits – auf den umliegenden Bauernhöfen gibt es keine Bobtails. Ich habe das recherchiert.«

»Mein armer Schimmy.«

»Er ist sicher in einem schlechten körperlichen Zustand, entkräftet, das Leben in der freien Wildbahn nicht gewohnt. Ich müsste mich ein, zwei Tage auf die Lauer legen, am besten noch heute Nacht.«

»Oh, tun Sie das, Herr Wilsberg! Bitte, tun Sie es!«

»Ich würde ja gerne, Frau Schulze Büschen, aber ich muss an meine Firma denken. Die Kosten, Sie verstehen. Und wenn ausstehende Rechnungen nicht bezahlt werden ...«

Sie schluckte. »Ich weiß nicht, ob ich die ganze Summe zusammenbekomme. Würde eine Anzahlung reichen?«

»In welcher Höhe?«, fragte ich scharf.

Ihre Stimme zitterte. »Sechshundert Mark.«

Wir einigten uns auf siebenhundert. Dann gab ich einen Kurzbericht in den Computer ein und machte eine Notiz, die ich auf den Schreibtisch legte: *Zum Tierasyl fahren!*

Es gab Privatdetektive, die es für unter ihrer Würde hielten, Hunde oder Katzen zu suchen. Ich konnte das gut verstehen. Schließlich hatte ich bis vor Kurzem zu ihnen gehört.

Die Änderung meiner Einstellung erfolgte in dem Moment, als auf meinem Konto totale Ebbe herrschte. Wobei *Ebbe* noch ein euphemistischer Ausdruck für das tatsächliche Geschehen war. Denn im Grunde entstand dort, wo Geld sein sollte, ein negativer Sog, ein schwarzes Loch, in das der zuständige Filialleiter meiner Bank und ich mit wachsender Besorgnis blickten.

Absolute Tiefpunkte haben allerdings den Vorteil, dass es nicht mehr abwärts, sondern nur noch aufwärts gehen kann. Inzwischen kam ich wieder in Sphären, in denen ich mir bedenkenlos eine Tasse Kaffee oder ein Paar neue Socken leisten konnte.

Zwei entlaufene Hunde und eine streunende Katze hatten dazu beigetragen. Vierbeiner konnten, im Gegensatz zu entlaufenen Kindern, nicht verraten, wie und wo ich sie fand. Die beiden Hunde, zum Beispiel, fand ich im Tierasyl.

(Mit einem Fünzigmarkschein und einer Flasche Weinbrand hatte ich einen Tierpfleger überredet, mich beim Eintreffen der gesuchten Lieblinge zu informieren.) Die Katze dagegen blieb verschwunden. Ich vermutete, dass ein Autofahrer oder ein Jäger sie auf dem Gewissen hatte. Was mich nicht daran hinderte, zwei komplette Wochensätze für ausgedehnte Streifzüge durch das Venner Moor zu berechnen.

In Anbetracht des erfolgreichen Gespräches mit Frau Schulze Büschen wollte ich mich gerade mit einem Kaffee im *Altdeutschen Grill* belohnen, als das Telefon klingelte. Herr Reichardt, mein anderer aktueller Klient? Oder ein neuer, das Geschäft zum Boomen bringender Fall?

Der Anrufer sagte: »He!«

Leute, die ihre Stimme für so unwiderstehlich halten, dass man den dazugehörigen Besitzer erraten darf, konnte ich noch nie ausstehen. »Selber he.«

»Übermorgen geht's los«, verkündete er mit Freude.

»Was geht übermorgen los?«

»Hast du das etwa vergessen?« Zum ersten Mal ließ sein geöltes Sprechorgan einen Hauch von Unsicherheit erkennen. Und mir dämmerte etwas.

»Dieter?«

»Wer sonst?« Er war ernsthaft beleidigt. »Morgen kommt das Team nach Münster. Und übermorgen beginnen die Dreharbeiten.«

Vor sechs Monaten hatte mich Dieter Pierchowiak besucht. Er arbeitete als Autor an einer Fernsehserie, die sich mit Privatdetektiven und ihren Jobs beschäftigte. Dafür recherchierte er reale Fälle. Diese sollten, wie in Fernsehspielen üblich, von Schauspielern nachgestellt werden. Der Kick an der Geschichte war, dass die tatsächlichen Privatdetektive ihre eigene Rolle übernahmen, also quasi sich selber spielten.

Mehrere Tage lang war ich mit Dieter (für eine geringe Aufwandsentschädigung) meine markantesten Fälle

durchgegangen. Er hatte sich eine Menge Notizen gemacht und ebenso viele Fragen gestellt. Dann hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Irgendwann bekam ich einen Anruf einer Filmproduktionsfirma, dass man drei meiner Fälle in Münster verfilmen wolle. Näheres würde ich rechtzeitig erfahren.

»Wie?«, sagte ich. »Übermorgen geht's los? Ich habe doch keine Ahnung, wie das abläuft.«

»Mach dir keine Sorgen! Du bist schließlich kein Schauspieler.«

»Eben deswegen mache ich mir Sorgen«, konterte ich.

Er lachte überheblich. »Pass auf! Wenn du den Text vorher auswendig lernen würdest, hätte das überhaupt keinen Sinn. Das würde völlig verkrampft wirken. Wir machen das spontan. Auf dem Set.«

»Was für ein Set?«, fragte ich.

Ein gönnerhaftes Glucksen. »Set ist der Drehort. Wir gehen die Szene durch, und du verhältst dich so, wie du als Detektiv reagieren würdest.«

»Und die anderen, ich meine: die Schauspieler?«

»Die haben natürlich ihren Text. Aber zwangsläufig werden wir vieles improvisieren müssen. Kein Problem für den Regisseur. Er hat mal einen Film gemacht, in dem bis auf die Situation nichts feststand.«

»Na toll«, sagte ich.

»Am besten, du packst ein paar Sachen zusammen und kommst morgen Abend raus zu dem Hotel. Wir bleiben etwa zwei Wochen.«

»Du meinst, ich soll zwei Wochen in dem Hotel wohnen?«

»Klar. Das spart die An- und Abfahrtswege. Und so ein Drehtag kann zwölf- bis vierzehn Stunden dauern.«

»Wie heißt das Hotel?«, wollte ich wissen.

»*Schloss Gallitzin* in Wolbeck.«

Sofort stand ich der Sache aufgeschlossener gegenüber.
»Keine billige Absteige.«

»Du sagst es. Es hat einiger Überredungskunst bedurft, um die Produktionsfirma zu überzeugen. Wir haben sie damit geködert, dass wir einige Szenen im Schloss, am See davor und im nahe gelegenen Wald drehen können.«

Die Küche des Schlosshotels galt als eine der besten Münsters und hatte sogar einen Stern in einem der Feinschmecker-Führer bekommen. »Ich nehme an, Kost und Logis sind umsonst.«

Er tat schon wieder so, als hätte ich einen Witz gemacht. »Du bist zwar nicht gerade ein Hauptdarsteller, aber doch so etwas wie, sagen wir mal, ein Akteur. Du wirst behandelt wie die anderen Schauspieler.«

Das leuchtete mir ein. »Wie hoch ist eigentlich mein Honorar?«

»Dazu kann ich nichts sagen. Das musst du mit dem Produzenten dealen.«

»Ungefähr?«, bohrte ich nach.

»An deiner Stelle würde ich darauf bestehen, die Gage eines normalen Kleindarstellers zu bekommen. So zwischen drei- und fünfhundert Mark pro Tag.«

Damit hatte er mich endgültig überzeugt.